

ROSENTO D

LEBEN

„Uns vergiftet das nicht Aufgebrauchte“

(Bert Brecht: Baal)

Statt unschuldigem Weiß überall nur Nässe und Dreck.

Innsbruck, drei Tage nach Beginn des neuen Jahres.

Ein letzter Hauch von Schnee taut am „Goldenen Dachl“. Selbst die Nordkette verliert Stunde um Stunde mehr von ihrem prachtvollen Winterschmuck.

Zwischen dem Häusergewirr und dem Fluss unerwartet spärlicher Verkehr und alle Ampeln auf „Grün“. Vorbei an der Innbrücke geht es schnurgerade stadtauswärts. Der Fahrer des schwarzen Geländewagens prügelt sein Fahrzeug über die Straße, als sei er auf der Flucht. Dem Jeep ist anzusehen, dass er längere Zeit hindurch auf morastigen Wegen unterwegs war, weit abseits jeglicher Zivilisation. Verdreckter Lack, schmutzige Radkästen, verschmierte Kennzeichentafeln. Schade um das gute Stück.

Ruhig liegen die Hände des Lenkers am Steuer. Wohlgeratene, gepflegte Hände. Am Beifahrersitz ein lachsfarbener Damenschlupfer. Zerknüllt. Das Ding zu klauen, war diesmal riskanter gewesen als gewohnt, räumt er ein. Es erregt ihn, wenn er an das dünne Stück Stoff denkt. Am liebsten würde er immerzu daran schnuppern. Von Minute zu Minute wird seine Unruhe größer.

Zur Autobahn in Richtung Salzburg geht es nach rechts. Der in blauem Grundton gehaltene Wegweiser „A 12“ ist nicht zu übersehen. Aus dem Radio guter, erdiger Rock`n`Roll. Als der Fahrer den schweren Wagen in eine langgezogene Kurve zwingt, bricht das Heck aus. Routiniert fängt er das Fahrzeug ab und stellt die Musik so laut, dass sie das Quietschen der Reifen

übertönt. Eine fünfstündige Fahrt vor Augen hat er nicht vor, sich oder dem Auto etwas zu schenken. Plötzlich eine Bewegung am Straßenrand. Eine schlanke Gestalt mit langen schwarzen Locken. Wie aus dem Boden gewachsen steht sie an den Leitplanken und hält mit einer Hand ein Schild vor die Brust. Mit der anderen winkt sie ihm zu.

Bremsen!

Das schwarze Monstrum hinterlässt dicke Gummispuren auf dem nassen Asphalt, als es mit blockierenden Rädern anhält. Flink greift der Fahrer nach dem Höschen am Beifahrersitz und lässt es im Handschuhfach verschwinden. Das intime Wäschestück liegt jetzt direkt neben den Handschellen und seinem Lieblingsmesser, das er sonst vorwiegend zum Ausnehmen von Fischen verwendet.

Die Autostopperin ist jung, hat rehbraune Augen und der lange, dunkelbraune Mantel kann ihre sanften Rundungen kaum verbergen. Sie sollte besser von ihm wegbleiben. Weit weg, schießt es dem Mann im Jeep durch den Kopf, aber die Kleine ahnt nichts von seinen Gedanken und kommt rasch näher.

Ob er sie nach Salzburg mitnehmen kann, fragt sie.

Der Lenker nickt. Ein netter Zufall. So wird aus Träumen Wirklichkeit. Mit seinem Messer am Hals wird die sich nicht lange wehren.

Dankbar klettert das Mädels auf den Beifahrersitz, zieht den Mantel aus, streicht sich durchs Haar und mustert ihn mit unsicherem Lächeln. Zufrieden registriert er ihre Nervosität, umfasst mit der Hand den Ganghebel, streichelt ihn, schaut der jungen Frau ganz tief in die Augen und grinst.

Auf jeden Fall muss er jetzt erst einmal weg hier. Ein herrischer Druck aufs Gaspedal. Mit triumphierendem Heulen nimmt der Wagen Fahrt auf. Noch ein paar kurze, hektische Signale mit dem linken Blinker, ein hastiges Einordnen auf der Richtungsfahrbahn, und los geht's.

Einen Moment lang hört man bloß noch das Motorengeräusch. Dann setzt ein Föhnsturm ein und heult und orgelt durchs enge Inntal. Gegen das Gebirge des Wilden Kaisers zu stauen sich dichte Wolken.

Als der Jeep die bayrische Grenze erreicht, beginnt es stark zu regnen.

Deutschland. Alte Heimat.

Ist man von einem Ort erst einmal mit dem Vorsatz weggegangen, nicht mehr zurückzukehren, geht es einem wie mit einer alten Liebe. Man erinnert sich bloß noch an das Positive, wünscht sich das Verlorene zurück und ist doch nur leise enttäuscht, wenn man dem Verflissenen unverhofft wieder gegenüber steht.

Trauerweiden als Anhaltspunkte. Dort, wo sie ihren Platz behaupten, endet der Friedhof, weiß Bezirksinspektorin Magistra Ulla Spärlich. Im Sommer bilden die Bäume an dieser Stelle eine dichte natürliche Barriere, welche die Toten sehr effektiv gegen das Leben da draußen abschirmt. Nicht so im Winter. Da sind die sonst so struppigen, grünblättrigen Gesellen bloß noch eine Reihe schwarzer Balken mit kahlem Geäst, das mühelos die Sicht auf die angrenzenden Straßen frei gibt. Breite, dunkle Bänder fräsen sich dann in den Horizont, wie Mäandern eines Flussdeltas, ohne Konturen ineinanderfließend, im unwirklich fahlen Gegenlicht.

Hagen, unweit von Dortmund. Für Ulla war das einmal eine lebenswerte Stadt.

Ist schon ganz schön lange her.

Schneereste am Boden. Der heurige Jänner ist wärmer als sonst. Trotzdem frieren die meisten Trauergäste. Vor allem die älteren unter ihnen können ein Bibbern nicht unterdrücken. Zitternde Hände. Rote Gesichter. Tropfende Nasen.

Traurig ist das alles, denkt sich die langbeinige, sportliche Polizistin mit dem nackenlangen dunklen Schopf, strafft ihre hängenden Schultern, holt das Taschentuch aus der rechten Außentasche ihres schwarzen Mantels und trocknet zum wiederholten Male ihre Tränen. Vater hat langes Haar gemocht. Deshalb hat sie es sich vor der Beerdigung auch noch rasch kürzen lassen. Sie will nicht den Anschein erwecken, ihm etwas nachzusehen, bloß weil er gestorben ist. Für einen, der wegen seiner Sekretärin Frau und Kind im Stich gelassen hat, gibt es kein Pardon. Nicht einmal posthum.

Trotzdem wäre ihr wohler, wenn sie ihm beim letzten Telefonat länger zugehört hätte. Auch wenn sie sich keiner Schuld bewusst ist. Einen Schlaganfall konnte sie nicht ahnen. Schließlich ist sie ja keine Hellseherin.

Der Werksleiter spricht immer noch. In einem Tonfall, als wolle er einer Gruppe von

Gastronomen eine neue Biersorte schmackhaft machen. Je länger er mit seinem Gefasel ihre Nerven traktiert, desto mehr Unmut macht sich in Ulla breit.

Die Kriminalbeamtin hält sich ein wenig abseits. In Schlagdistanz zu ihr stehen nur Tante, Onkel und die beiden Neffen. Am Platz, der eigentlich ihrer Mutter zustünde, heult Vaters zweite Frau, den kleinen Lukas an der Hand. Daneben stehen ihre Verwandten. Für Ulla sind das fremde Leute.

Links vom offenen Grab eine Abordnung ehemaliger Arbeitskollegen des Verstorbenen. Davor der Pfarrer, die Ministranten und das Kreuz. Der Direktor hat jetzt seine Rede durch und die Werksmusik spielt. Dann, endlich, Ruhe.

Am seltsam verkrümmten Boden der Sarg mit einem Bukett aus roten Rosen. Still tritt Ulla vor, hält einen Moment inne und legt ihre weißen Rosen dazu. Auf der Schleife ein Satz, den sie zu seinen Lebzeiten nicht mehr über die Lippen gebracht hätte. „In Liebe. Deine Tochter.“

Schnell noch ein Gebet. Es hat entfernte Ähnlichkeit mit einem Kinderreim. Kaum ist Ulla fertig, treten die blassen Herren der Bestattung vor und bringen den Sarg unter die Erde

Gemessenen Schrittes stolziert der Brauereidirektor zur Witwe und kondoliert. Dann reicht er der Tochter des Verstorbenen die Hand. Vater habe oft von ihr gesprochen, behauptet er. Am liebsten würde ihm Ulla eine knallen für diese Lüge. Nach und nach bekunden ihr jetzt alle der fast zweihundert Trauergäste ihr Beileid. Das ist so üblich im Ruhrpott.

„Du bleibst doch zum Essen?“

Carola, die Zweitfrau.

Offenbar ist sie der Meinung, es gehöre sich, ihr das anzubieten. Sie ist so viel jünger als Mutter, fällt Ulla schmerzlich auf. Zerbrechlicher. Und viel hübscher. Diese warmen, nun ziemlich verweinten dunklen Augen. Das fein geschnittene, ebenmäßige Gesicht mit Stupsnase, umrahmt von honigfarbenen, schulterlangen, duftenden Locken. Kein Wunder, dass Vater da schwach wurde. Männer sind eben triebgesteuert. Das ist ja hinlänglich bekannt.

„Mein Zug fährt in einer Stunde“, wehrt Ulla brüsk ab. Lukas wirft ihr einen erschrockenen Blick zu. Er ist erst sechs, aber er begreift schon, was da zwischen der Halbschwester und seiner Mama läuft.

Dass sie am gemeinsamen Mahl mit der Verwandtschaft nicht teilnimmt, ist ein Affront, raunt ihr

die einzige Schwester des Vaters beim Verlassen des Friedhofs zu. Ein Fressen für die Tratschmäuler. Und eine Undankbarkeit. Wo sie doch ein Drittel des Nachlasses erbt. Immerhin. Ullas erster Gedanke: Zunge rausstrecken. Hat sie ja früher auch oft gemacht. Aber jetzt? Als Erwachsene? Mit finsterem Blick ruft sie sich zur Ordnung. Immerhin ist sie Polizistin. Von Angehörigen dieses Berufstandes wird Benehmen erwartet. Anstand. Sie wird hier nicht aus der Rolle fallen.

Vor dem Friedhof das übliche hektische Treiben. Nervös winkt die Kriminalbeamtin ein Taxi herbei und hält den Blick gesenkt, bis sie in den Mercedes steigt.

Mit versteinerten Gesichtern stehen Carola und Lukas am Straßenrand, bis der Wagen an der nächsten Kreuzung aus ihrem Blickfeld verschwindet.

Schon wieder flieht Ulla aus der Stadt ihrer Kindheit.

Diesmal vielleicht für immer.

Eine Woche später im Bundesland Steiermark, einer der südlich gelegenen Gegenden Österreichs.

Ein Waldstück am Nordrand der kleinen, ruhigen Montanuniversitätsstadt Leoben. Ein nur noch an der Oberfläche gefrorener Waldboden und ein paar unbedeutende Schneeflecken. Es ist einsam hier und nasskalt. Dazu noch dieser Nieselregen. Ein dichter Buschgürtel und einige aufgelockerte Tannenreihen trennen den Mann von der Kurve, an deren Außenrand er das Auto abstellte.

Das Ausheben der Grube war eine ziemliche Anstrengung, aber das stört ihn nicht. Er hat kein Problem damit, Dinge zu tun, die getan werden müssen. Um jeden Preis.

Natürlich darf so etwas nie wieder passieren, sinniert er, stützt sich auf den Spaten und wirft einen bedauernden Blick auf die in den alten Schlafsack gepackte tote Anhalterin zu seinen Füßen. An gestohlener Unterwäsche zu riechen ist schon verwerflich. Aber Mord? Um Gottes willen.

Gott. Ob es so etwas gibt?

Gedankenverloren nimmt er eine der Plastikrosen, die er auf der letzten Kirmes beim Luftgewehrschießen gewann, legt sie auf die blutverschmierte Brust der Leiche, streicht der Toten die schwarzen Locken aus der Stirn und zieht den Reißverschluss des Sackes so weit wie möglich hoch. Die angenähte Kapuze klappt er auch noch zur Gänze übers Gesicht der Frau. Rasch umwickelt er den riesigen Beutel mit einer Wäscheleine, die er am unteren Ende verknüpft. Fertig. Mit skeptischem Blick überlegt er.

Zeugen?

Sind nicht vorhanden.

Spuren?

Die hat er vermieden.

Beruhigt zerrt er den Schlafsack in die angrenzende Grube und schaufelt das Grab zügig zu. Das dauert länger als geplant und am Ende ist er ganz schön geschafft. Noch rasch mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht gewischt. Dann stampft er das lockere Erdreich fest und tarnt das Versteck auch noch mit Tannenreisig.

Der Mörder blickt sich nicht mehr um, als er den kleinen Pfad zurück zur Straße eilt. Bedächtig verstaut er den Spaten im Wagen und setzt sich hinters Steuer. Ruhig Blut. Alles bestens.

Es ist, als sei gar nichts passiert. Im Handumdrehen wird es jetzt dunkel. Nachdenklich startet er den Motor und schaltet das Abblendlicht ein.

Bald kommen die ersten Jäger ins Revier.

Zeit, hier ganz schnell abzuhausen.

Unterdessen wird es auch in Graz langsam Nacht.

Regen trommelt gegen das Fenster, als gelte es, geheimnisvolle Morsezeichen abzusetzen.

Als gelernte Historikerin hat es Ulla mit der Vergangenheit. Wahrscheinlich, weil sie im letzten Monat eines besonderen Jahres, des so genannten „Dreipäpstejahres“ geboren wurde. 1978. Paul VI. und Johannes Paul I. sterben, ehe Johannes Paul II. den Stuhl Petri besteigt. Der Pontifex der Leiden, der später maßgeblicher als die meisten anderen Päpste die Weltgeschichte beeinflusst.

Und sonst? In Italien entführen die Roten Brigaden Aldo Moro und töten ihn. In London wird das erste Retortenbaby geboren. Bei der Fußballweltmeisterschaft in Cordoba schlägt Zwerg Österreich den Riesen Deutschland. Ab und zu führt die Österreicherin, die fast ihre gesamte Jugend in Deutschland verbrachte, ihr angeborenes Faible für Benachteiligte auf dieses Ereignis zurück.

Die Heizung im Wohnzimmer macht Ärger. Die Radiatoren laufen auf Volldampf, lassen sich aber nicht zurückdrehen. Möglicherweise sind die Ventile im Eimer. Das nervt.

Schwarze Trainingshose und schwarzes Kurzarmshirt. Mitten im Winter. Mürrisch kauert Ulla Spärlich am Sofa, liest und denkt dabei an Schokolade. In der mittleren Küchenlade liegt eine ganze Tafel davon, weiß sie. Selbstverständlich widersteht sie der Versuchung, sie an sich zu nehmen und auf der Stelle aufzuessen. Wenn man Kriminalbeamtin ist, muss man auf sein Gewicht achten. Obgleich es im Augenblick nicht allzu weit her ist mit einer Arbeit im kriminalpolizeilichen Bereich.

Vor die Wahl gestellt, eine Planstelle in Wien zu akzeptieren oder sich damit abzufinden, nicht zur „Leitenden Kriminalbeamtin“ ernannt zu werden, versagten ihre Nerven. Zum zweiten Mal innerhalb von vier Jahren. Seit einer Woche Schweißausbrüche, Juckreiz und Brechdurchfall. Und die Ärzte? Die verschreiben einem kiloweise Medikamente und verlangen, dass man alles nicht so ernst nimmt. Quacksalber.

Wenngleich diesem Rat ein Körnchen Wahrheit innewohnt. Mit Wehleidigkeit bekommt sie ihr Dasein natürlich nicht in Griff. Also normalerweise würde sie jetzt das Joggingzeug überziehen, den Arsch zusammenkneifen und einfach drauf loslaufen, aber der Polizeiarzt hat ihr ja Bettruhe verordnet. Dabei tut ihr das Herumlungern und Nachdenken gar nicht gut. Da grübelt sie, bis der Schädel glüht.

Das Leben umkrepeln.

Darauf käme es jetzt an.

Aber wie soll sie das anfangen?

Phlegmatisch betrachtet sie die Krankenstandsbestätigung auf dem Glastisch. Was ist jetzt also mit Schokolade? Sie ist unglücklich. Sie bräuchte etwas.

In so einer Situation hilft nur ein Appetitzügler. Seufzend rappelt sie sich hoch und holt die

Pillenschachtel aus dem Apothekerschrank. Längst schon Routine. Ohne Hungerbremse ginge seit Tagen nichts mehr.

Und Männer? Ach Gott. Von denen hat sie momentan die Schnauze voll. Zugegeben, das Alleinsein ist nicht gerade ideal. Es quält sie jeden Tag ein bisschen mehr, aber schließlich ist sie noch nicht einmal ganz Mitte dreißig. Kein Alter zum Verzweifeln.

Sie blickt in den Spiegel. An diesem Gesicht, beherrscht von hohen Jochbeinen, dichten Augenbrauen, gletscherblauen Augen, einer kleinen Nase und einem sehr sinnlichen Mund ist doch nichts auszusetzen. Auch nicht mit ungewaschenem Haar. Und solange sie Kleidergröße 38 trägt, ist sowieso alles in Ordnung.

Freilich ist ein gewisser Aufwand nötig, um nicht so mollig zu werden wie ihre Mutter. Hätte die vor 18 Jahren auch so viel in ihre Figur investiert, wäre Papa nicht fremdgegangen. Im Grunde hat sie ihr den Verlust des Vaters nicht verziehen. Und ihm? Ihn hat sie ignoriert. Jahrelang. Und jetzt ist nur noch die Mama übrig.

Ulla haust in einer der schöneren Gegenden von Graz. Das vierstöckige Haus außen und innen sehr gepflegt. Eine Dreizimmerwohnung mit hellen Räumen und Aussicht auf einen kleinen Park. Trotzdem ist es nicht sonderlich gemütlich bei ihr. Es fehlen die liebevollen Details, die eine Bleibe erst zur Wohnung machen. Irgendwie riecht da alles nach Aufbruch. Nach Provisorium. Wenngleich sie schon seit vier Jahren hier lebt.

Wenigstens muss sie nicht mehr Strafrecht büffeln, freut sie sich, während sie die Tablette mit einem Schluck Wasser hinunterspült und das Gruppenfoto betrachtet, das weiß gerahmt auf der Kommode steht. Der letztjährige Offiziersjahrgang. Vorne die Uniformierten, hinten die Kriminalisten. Ulla steht in der vorletzten Reihe ganz links außen und scheint irgendwie nicht so recht dazu zu gehören.

Nach ihrem erfolgreichen Einspruch gegen eine Versetzung nach Wien darf sie also in Graz bleiben, kann mit dem an der Polizeifachhochschule erworbenen Bakkalaureat derzeit aber genauso wenig anfangen wie mit ihrem abgeschlossenen Geschichtstudium. Oft ist sie so deprimiert, dass sie am liebsten alles hinschmeißen würde. Was sie dann immer wieder rettet, ist die Freude an historischen Büchern. Während der letzten zwei Jahre hat sie wenig Zeit gefunden, sich damit zu befassen, aber jetzt schmökert sie endlich wieder. Lächelnd greift sie nach dem

dicken Wälzer, der sich mit dem Frieden von Hubertusburg befasst, wobei der Preußenkönig Friedrich II. Schlesien gewann und mit seinem Königreich zur europäischen Großmacht aufstieg. Dem außenpolitischen Triumph folgten bedeutende innenpolitische Reformen. Damit war aus einem vielfach unterschätzten Kronprinzen einer der bedeutendsten Preußenkönige geworden. Oft schaffen gerade die, denen man gar nichts zutraut, etwas ganz Besonderes, konstatiert Ulla. Eine Erkenntnis, die ihr Mut macht.

Fünf Tage später in Leoben.

Ein kalter Donnerstag an dem es gerade so viel schneit, um auf den Straßen für Chaos zu sorgen. Akademische Damenverbindungen sind eine Rarität. Immer noch. Gerade deshalb trachten die jungen Damen des Corps „Glut“ danach, es in allem ihren männlichen Vorbildern, die in der „Bergstadt“, den „Hammerherren“, „Ferrio“ und dergleichen organisiert sind, möglichst gleichzutun. Das zeigt ihr Dress-Code. Die meisten Damen tragen die schwarze Bergmannsuniform oder die Kleidung der Chargierten mit schwarzer Jacke, weißen Hosen und hohen Stiefel. Nicht zu vergessen die Schärpen in den Farben der Verbindung. Dem Ritus gemäß diagonal von der Schulter bis zur Hüfte. Und sie trinken Bier. Manche von ihnen nicht zu knapp. Bei den Treffen in ihrem Vereinslokal oder ihrem Stammwirtshaus sind auch die Kameraden der männlichen Verbindungen willkommen. Deshalb ist die Hütte auch meist gerammelt voll. So auch heute.

Gleich nach der Eröffnungsrede der Obfrau hält ein Gastreferent einen kurzen Vortrag über Jugend und Brauchtumpflege. Das war es dann aber auch schon mit dem offiziellen Teil des Abends. Begeistert singen sie die alten Lieder und wetteifern mit den Burschen beim Trinken. Diese, mitten unter ihnen, schweißbedeckt, mit glasigen Augen, die Mäuler weit offen. Einige kommen von einer Geburtstagsfeier und sind schon ziemlich dicht. Das kann ja heiter werden, orakelt Franziska Laska. Hoffentlich kotzen die bloß am Klo und nicht hier im Saal. Den sauren Gestank von Erbrochenem kann sie nicht ertragen.

Mit undurchdringlicher Miene thront sie mit Freund Gottfried Tesslar am Kopfende des ersten

der acht zusammengerückten Tische. Am Fußende der Tafel fallen ihr zwei Studenten der „Bergstadt“ auf, die anscheinend besonders stark angetrunken sind. Ihr Grölen ist bereits mehr ein Krächzen und ihre Gestik nur noch hilflos und lächerlich. Zudem fallen ihnen fast schon die Augen zu, während hinter ihnen eine blonde Schönheit neben einem Jungen steht und die Blicke aller übrigen Männer auf sich zieht. Das Mädchen trägt ein raffiniert geschnittenes grünes Cocktailkleid und hat die Schärpe der Verbindung lässig um die Taille geknüpft. Natürlich weiß sie, wie allergisch ihre Obfrau auf Stilbrüche dieser Art reagiert, aber sie provoziert gern.

Sofort kocht Franziska vor Wut. Seit ihre Freundschaft mit Elke Röhm zerbrach, trennt die beiden Frauen mehr als Fragen des Stils. Ja doch, zeig schon was du hast, du blödes Luder, ärgert sich die Studentenführerin. Am liebsten würde sie Elke an die Gurgel fahren, sie würgen, ihr ins Gesicht schlagen, aber das geht ja nicht.

Ihr Freund spürt das.

„Gräm dich nicht, mein Schatz“, lächelt er und verpasst ihr einen schmatzenden Kuss auf die Wange. „Wer am hohen Ross sitzt, fällt tief.“

„Und bricht sich dabei das Genick“, vollendet die Obfrau den Satz düster. „Hoffe ich jedenfalls. Ich verachte die Schlampe. Ich könnte sie umbringen.“

„Contenance“, mahnt er leise. „Du fällst auf.“

„Ihr mustert euch, als wolltet ihr euch fressen“, grinst unterdessen Elke Röhm's junger Kavalier.

„Die kann mich mal, die dumme Kuh“, meint die süße Blondine gelassen, nippt an ihrem Bier und streicht dem Jungen das Haar aus der Stirn. „Dein Vater hat eine Sportartikelfirma, sagst du? Interessant.“

Die Kellnerin bringt eine neue Lage Bier. Derweil schrauben sich die zwei Chargierten schräg vor ihr schnaubend von der Tafel hoch, grinsen Elke blöde an und wanken Hand in Hand aufs Herrenklo.

Zum selben Zeitpunkt spielt ein smarterer dunkler Typ in Jeans und Sakko an der Bar mit dem Zoom seiner Filmkamera. Porträt, Brustbild, Übersichtsaufnahme. Bedächtig schwenkt er zu Elke. Dort verharrt die Kamera. So lange, bis es dem Mädchen zu bunt wird. Erst lacht sie bloß. Dann wird sie böse. „Mach die Kamera aus“, herrscht sie ihn an. „Und schnauf nicht so, wenn du mich anstarrst. Das hört sich an, als müsstest du ersaufen.“

Der Mann stutzt. Sekunden danach ein knappes Nicken. Mit teilnahmsloser Miene steckt er das Bildaufnahmegerät in eine kleine Ledertasche, nimmt seinen Bierkrug hoch, zieht den Kopf zwischen die Schultern und trinkt.

An diesem Abend wird Elke nicht mehr gefilmt. Erst Tage später.

Von einem Experten der Spurensicherung.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Graz, am nächsten Morgen.

Bezirksinspektorin Magistra Ulla Spärlich sitzt in ihrem kleinen Büro und blättert in einem Magazin.

Nach Ende ihres Krankenstandes immer noch dasselbe Lied. Sie soll weg aus Graz. Wegen des Vorfalls vor vier Jahren. Ein Wunder, dass man ihr danach die Ausbildung an der Fachhochschule nicht verwehrte, aber eine Magistra trotz bestandener Auswahlprüfung abzulehnen, war den Herrschaften wohl doch zu riskant, mutmaßt die Kriminalbeamtin und spielt mit ihrem Kugelschreiber. Da war das Geschichtestudium also doch einmal ganz nützlich. Pech gehabt, ihr Lieben, grinst sie. Künstlerpech.

Wie auch immer: Sie ist zurück. Zum Leidwesen ihrer Vorgesetzten. Und mit welchem Resultat? Eine Tür ohne Namensschild und ein Rattenloch als Büro. Schreibtisch, Computer, zwei Sesseln und jede Menge Zeitungen. Dazu noch ein Stapel ausgefüllter Bestellformulare für Funkgeräte, Waffen und Toilettenpapier, die sie überprüfen und weiterleiten soll. Eigentlich müsste sie vor Langeweile aus dem Fenster springen. Oder vor Zorn. Egal.

Man muss erst nachdenken, wo man sie optimal einsetzen kann, sagt man ihr. Wäre sie ein Mann, wäre Alkohol eine Option, aber als intelligente Frau hält sie sich besser ans Lesen. Das verursacht keine Nebenwirkungen und hält die Ganglien auf Trab.

Den Band über Friedrich II. hat sie schon durchgearbeitet. Jetzt freut sie sich auf das Buch über Preußens Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich im Jahre 1805. Die Geschichte eines Irrtums. Eines Desasters, das die Hohenzollern teuer zu stehen kam. Falsche Entscheidungen,

sinniert Ulla, falsche Entscheidungen haben meist bittere Konsequenzen. Für Staaten. Für den Einzelnen. Da ist man gut beraten, vorher alle Für und Wider gut abzuwägen. Nichts zu überhasten. Eine der gefährlichsten Fehlerquellen ist diese verdammte Eile.

Das Telefon klingelt. Ihre Mutter.

Wie es ihr geht?

Beschissen.

Weil man ihr die Beförderung verwehrt? Sie erpresst?

Genau.

Sie soll sich das ja nicht bieten lassen, rät ihr die Mama. Für Fälle dieser Art gibt es eine Personalvertretung. Die ist dazu da, einer ungerecht behandelten Beamtin an die Hand zu gehen.

Sie hat es aber nicht so mit der Politik, wehrt Ulla ab. Und Personalvertreter sind nun einmal politisch. Im Grunde vertreten die sich ja bloß selbst. Zumindest vorrangig. Also kann sie sich diesen Schritt gut und gern ersparen.

Ihre Mutter ist anderer Ansicht. Sie kann zwar immer noch nicht verstehen, was ihre Tochter bei der Polizei zu suchen hat, aber wenn ihr Unrecht geschieht, muss sie sich wehren. Mit einer Vorsprache bei der Innenministerin zum Beispiel. Die soll ihr einen Job besorgen. Eine Aufgabe in der Steiermark. Schließlich lebt Ulla ja hier.

„Alles klar, Mama“, lenkt Ulla ein. „Ich muss jetzt aufhören. Tut mir leid.“

Genervt legt sie auf. Sich aktiv um eine Planstelle bemühen. Intervenieren. Das hat etwas von einem Bittgang. Das schmeckt ihr nicht. Man soll ihr etwas anbieten, zum Teufel. Sie hat es sich verdient. Mehr als viele andere, die an den Schalthebeln des Kriminaldienstes sitzen und von der Praxis keine Ahnung haben.

„Die Ministerin“, blafft Ulla und legt ihre schlanken Beine auf den Schreibtisch. „Pah. Die kann mich mal.“ Störrisch vertieft sie sich ins neue Buch, aber es gelingt ihr nicht, sich auf den Text zu konzentrieren. Das Telefonat mit ihrer Mutter geht ihr nicht mehr aus dem Sinn. Eigentlich hasst sie deren guten Ratschläge, aber je mehr sie jetzt darüber nachdenkt, umso mehr reizt sie plötzlich der Gedanke, etwas zu unternehmen, auszubrechen aus dieser verhassten Lethargie.

Sie war doch so gern Kriminalbeamtin. Und eine gute noch dazu.

Wenn das so weitergeht, versumpft sie. Dann verbummelt sie ihr Leben.

Verbittert ruft sie den Stadtpolizeikommandanten an, ersucht um einen Gesprächstermin und bekommt ihn auch.

Die Möglichkeiten, die ihr der Mann eine Stunde später aufzeigt, sind nicht gerade berauschend. Will sie in diesem Bundesland bleiben, ist es mit einem Job als Leitende Beamtin Essig, stellt er noch einmal klar. Das Ministerium will es so. Angeblich.

Bliebe nur noch die Stadt Leoben. Dort wäre sie zwar weg vom Schuss, aber das sei ja kein Fehler. Zugegeben, die Kripo in der Obersteiermark sei noch ein reiner Männerverein und die Position der stellvertretenden Kripochefin an diesem Standort berge Risiken, aber mehr könne er im Augenblick nicht für sie tun. Falls sie das Angebot akzeptiere, dürfe sie mit der Beförderung zur Chefinspektorin rechnen, dem höchsten Dienstgrad der mittleren Führungsebene. Immerhin. Ulla überlegt. Der Job brächte etwa vierhundert Kröten mehr im Monat. Könnte sie gut gebrauchen.

Und die Nachteile?

Sie will nicht weg aus Graz. Zudem wäre das hierarchische Gefüge dieser Abteilung zerstört. Aus ihrer Schuld. Das hieße Widerstand, jede Menge Neid und Missgunst. Soll sie sich das antun?

Aber hat sie denn die Wahl?

Er erwarte ihre Entscheidung, drängt der Brigadier, um gleich darauf eine Warnung abzufeuern. In der zweitgrößten Stadt der Steiermark sei die Beamtenschaft schwierig. Es könne schon sein, dass sie ihren angegriffenen Nerven dort zu viel zumute.

Sie wird darüber nachdenken, erwidert sie und tritt den geordneten Rückzug an.

Kaum angekommen in ihrem Büro ist sie dann aber so unruhig, dass sie nicht mehr ruhig sitzen kann.

Was tun? Dableiben und abwarten, rät eine Stimme in ihr, gefolgt von einer zweiten, die meint, es sei höchste Zeit, Graz zu verlassen. Endlich loszuziehen. Weg aus der Reichweite ihrer Mutter. Ginge sie jetzt fort, wäre das ein erster Schritt. So etwas wie eine Abnabelung. Eine unumkehrbare Aktion. Hat sie die Kraft, das durchzuziehen? Ulla schluckt. Die Knie werden ihr weich. An Veränderungen denken ist halt doch einfacher, als sie umzusetzen.

„Wer kämpft, kann verlieren“, schnauft sie aber dann endlich und ringt sich ein verkrampftes Lächeln ab. „Wer nicht kämpft, hat schon verloren.“

Entschlossen greift sie zum Telefon.

Sie wird sich um diesen Job bemühen. Auf der Stelle.

Die Würfel sind gefallen.